

Predigt beim Ökumenischen Feiertag am 24.9. 2022

Text: Galater 5, 25 – 6, 10

25 Wenn wir nun durch Gottes Geist ein neues Leben haben, dann wollen wir auch aus diesem Geist unser Leben führen.

26 Wir wollen nicht mit unseren vermeintlichen Vorzügen voreinander großtun, uns damit gegenseitig herausfordern oder einander beneiden.

61 Brüder und Schwestern, auch wenn jemand unter euch in Sünde fällt, müßt ihr zeigen, daß der Geist Gottes euch leitet. Bringt einen solchen Menschen mit Nachsicht wieder auf den rechten Weg. Paßt aber auf, daß ihr dabei nicht selbst zu Fall kommt!

2 Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. (Helft einander, eure Lasten zu tra-

gen. So erfüllt ihr das Gesetz, das Christus uns gibt.)

3 Wer sich dagegen einbildet, besser zu sein als andere, und es doch gar nicht ist, betrügt sich selbst.

4 Jeder und jede von euch sollen das eigene Tun überprüfen, ob es vor Gott bestehen kann. Ob sie etwas an sich zu rühmen haben, das lesen sie dann an sich selber ab und nicht an anderen, über die sie sich erheben.

5 Jeder wird genug an dem zu tragen haben, was er selbst vor Gott verantworten muß.

7 Macht euch nichts vor! Gott läßt keinen Spott mit sich treiben. Jeder Mensch wird ernten, was er gesät hat.

8 Wer auf den Boden der menschlichen Selbstsucht sät, wird von ihr den Tod ernten. Wer auf den Boden von Gottes Geist sät, wird von ihm unvergängliches Leben ernten.

9 Lasst uns Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen.

10 Solange wir also noch Zeit haben, wollen wir allen Menschen Gutes tun, besonders denen, die mit uns durch den Glauben verbunden sind.

Liebe Schwestern und Brüder der Kleinen Kirche, unserer Gemeinde St. Marien und aus anderen Gemeinden der Stadt,

eine Legende erzählt Folgendes: Ein Mensch ist gestorben und kommt zu Gott. Gott empfängt den Menschen und fragt ihn: „Kennst du den Himmel und die Hölle?“ „Na ja“, antwortet der Mensch, „ich habe davon gehört.“ – „Möchtest du sie sehen?“ fragt Gott. „Ja, geht das denn?“ wundert sich der Mensch. „Komm mit mir“, sagt Gott, „und was möchtest du zuerst sehen: den Himmel oder die Hölle?“ Der Mensch zögert etwas und antwortet dann et-

was leiser: „Zuerst bitte die Hölle.“

Gott führt ihn zu einem Fenster, durch das sie hinabblicken in einen großen Saal. Da stehen lange Tischreihen, die sind festlich eingedeckt; Kerzen beleuchten die Szenerie.

„Ich hatte mir die Hölle viel schlimmer vorgestellt“, sagt der Mensch.

„Warte ab“, erwidert Gott. Denn da öffnen sich die Saaltüren, und eine Menschenmenge stürmt in den Saal. Kaum am Platz, beginnt ein Hauen und Stechen um die Speisen, aber niemand wird richtig satt. Denn jetzt erst bemerkt der Mensch, dass die Löffel, Gabeln und Messer viel zu lang sind. Man kann sie nicht zum Mund führen – alle verletzen nur sich selbst und die Nachbarn. Niemand wird satt, und alle schreien und fluchen und weinen und wimmern laut.

„Mein Gott, das ist ja schrecklich“, flüstert der Mensch, „darf ich den Himmel sehen?“ Gott und Mensch gehen zu einem anderen Fenster und blicken hindurch. Die gleiche Szene und auch das gleiche Be-

steck. „Aber im Himmel sieht es ja genauso aus wie in der Hölle!“, wundert sich der Mensch.

„Warte ab“, erwidert Gott. Denn da öffnen sich die Türen zum Himmelssaal für eine große Menschenmenge. Aber niemand drängt, niemand schreit. Alle nehmen in Ruhe Platz, greifen zu dem überlangen Besteck – und führen sich diese mit Speisen darauf gegenseitig zum Mund, bis alle satt sind ...

„Siehst du?“ fragt Gott.

Doch, liebe Gemeinde, Himmel und Hölle, wie hier beschrieben, gibt es ja nicht erst im Jenseits. Himmel und Hölle gibt es auch schon im Hier und Jetzt. Wir können einander das Leben **„zur Hölle machen“** oder so miteinander umgehen, dass wir selbst und andere **uns „wie im Himmel“** fühlen. Das gilt für das Leben der Menschheit weltweit. Das gilt für unser Miteinanderleben in unserer Gesellschaft. Das gilt für unser Miteinanderleben in der Familie oder in einer Partnerschaft.

Und das gilt auch für unser Miteinander in einer Gemeinde wie für das Miteinander der verschiedenen Kirchen.

Der Apostel Paulus schreibt seinen Brief an die christlichen Gemeinden in Galatien, weil einige der Christinnen und Christen dort anderen Gemeindemitgliedern das Leben „zur Hölle machten“.

Paulus hatte dort auf einer seiner Reisen Gemeinden gegründet. Ihnen das Evangelium von Jesus Christus verkündet. Sie vom ängstlichen Denken und von zwanghaften Ritualen ihrer alten Religion befreit und ihnen damit im übertragenen Sinne „den Himmel geöffnet“.

„Zur Freiheit hat uns Christus“, lautet das zentrale Motto seiner Mission.

Und kaum war er weitergereist, da kamen einige und machten sich daran, mit neuen, alten, längst überwunden geglaubten Zwängen und mit neuen, alten längst überwunden geglaubten Verhaltensweisen diesen offenen Himmel wieder zu verschließen. Die gerade gewonnene Freiheit wieder einzuschränken.

Paulus spricht zwar nicht vom Himmel. Er spricht vom Leben im Geist, wie er es ausdrückt: **„Wenn wir nun durch Gottes Geist ein neues Leben haben,**

dann wollen wir auch aus diesem Geist unser Leben führen.“

In der Taufe hat jede und jeder Getaufte Gottes Geist zugesprochen bekommen. Den Geist der Freiheit. Einer Freiheit aber, die nicht einfach nur ein innerliches Gefühl bleiben soll, sondern in wohl überlegtem und verantwortetem Handeln Wirklichkeit werden soll.

Und Paulus zählt in unserem Predigttext auf, wohin es führt, wenn wir unser Handeln nicht mehr reflektieren, wenn wir uns von anderen Geistern leiten und treiben lassen. Und auch wenn seine Liste an unreflektiertem Handeln schon 2000 Jahre alt ist, manches lässt sich ohne Weiteres in unsere Gegenwart übertragen.

„Wir wollen nicht mit unseren vermeintlichen Vorzügen voreinander großtun, uns damit gegenseitig herausfordern oder einander beneiden.“

Ich bin zwar nicht auf den entsprechenden Internet-Portalen unterwegs. Und ich schaue auch nur kurz in bestimmte Sendungen im Fernsehen an, weil ich es einfach nicht lange ertrage.

Ich habe den Eindruck: Wir leben in einer Zeit, in der wir darauf ge-

trimmt werden, uns vor anderen gut darzustellen. **„Selbst-Optimierung“** hat dies jemand einmal genannt. Ich muss alles daransetzen, mich vor anderen gut zu präsentieren: schön, locker, erfolgreich, cool. Hauptsache, die Fassade stimmt. Die inneren Werte sind nicht so wichtig. Ständig wird in unserer Zeit etwas bewertet: Ein Produkt, ein Essen, eine Urlaubsunterkunft. Aber eben auch Menschen – in all diesen Shows wie Deutschland sucht den Superstar, der Bachelor, Take me out oder wie auch immer sie heißen.

Indem die einen bewertet werden, werden andere automatisch abgewertet: Du bist nicht gut genug. Nicht schön genug. Nicht klug, nicht cool genug. Die es bis ins Finale geschafft haben, bis nach ganz oben, die werden berühmt, sie werden von den anderen, den „Normalen“, beneidet, von denen, die auf der Strecke geblieben sind und es eben nicht bis nach ganz oben geschafft haben.

Diese Vergleicheritis und Bewerteritis vergiften unser Miteinander. Wir lernen, uns von-

einander abzugrenzen, anstatt uns füreinander zu öffnen.

Das Gebot unserer Zeit lautet doch eher: „Jeder sei sich selbst der Nächste“ statt „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Paulus formuliert dagegen in seinem Brief diesen Satz:

„Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Dieser Satz, in unserer Sprache zu einer festen Redewendung geworden - er klingt so einfach. Aber was könnte er konkret bedeuten? Wie können wir ihn mit Leben füllen? Was sollten wir tun, und was sollten wir lassen?

Ich höre daraus, dass wir aufhören sollten damit, uns ständig mit anderen zu vergleichen. Oder uns auf unsere positiven Eigenschaften etwas einzubilden:

- Wir wissen doch, dass wir alle von Natur aus mit unterschiedlichen Dingen ausgestattet sind: Kannst Du etwas zu deiner großen Nase oder zu deinem schütterten Haar? Kann ich etwas zu meinen Schielaugen? Hast Du Dir Deine sportliche Figur oder Dei-

ne Intelligenz gekauft oder erarbeitet?

- Wir wissen doch, dass jeder Mensch seine starken und seine schwachen Seiten hat – ich auch.
- Wir wissen doch, dass jede und jeder von uns nicht unfehlbar ist, Fehler macht, bewusst und unbewusst, sich auch zu bösem Tun verleiten lässt – ich auch. Niemand ist unfehlbar.

Keine Christin, kein Christ, kein Pastor, kein Bischof, kein Papst und keine Kirche. Das müssen wir in diesen Tagen schmerzhaft erfahren. Und nur weil die katholische Kirche wegen des Missbrauchsskandals und des Umgangs damit gerade wieder in den Schlagzeilen ist, haben wir als Evangelische keinen Grund, uns darüber zu erheben. Auch in evangelischen Kirchengemeinde und Einrichtungen hat es den Missbrauch von Kindern und Jugendlichen gegeben. Das ist eine „Last“, die beide Kirchen zu tragen haben. Ich fürchte nämlich, dass manche ihren Austritt aus der evangelischen Kirche – ohne zu differenzieren - damit begründen, was da in der katholischen Kirche passiert ist. Sie haben das Ver-

trauen in „die Kirche“ und ihre Vertreterinnen und vor allem ihre Vertreter verloren.

„Einer trage des anderen Last“. Liebe Gemeinde, dies könnte auch das Motto sein für diesen Herbst und Winter, in den unsere Gesellschaft gerade geht. Die Preise für Lebensmittel, aber vor allem für Heizung und Strom steigen und steigen. Bei vielen geht die Sorge um, dass ihr Einkommen oder ihre Rente schon bald nicht mehr reichen wird, dies alles zu bezahlen. Panikmache? Oder bald drohende Wirklichkeit?

Der Bundeskanzler dämpft die Sorgen vieler mit den Worten: **„You’ll never walk alone ...“** Das ist nicht weit entfernt von dem paulinischen: **„Einer trage des anderen Last ...“** Und da kommen die sprichwörtlichen „starken Schultern“ ins Spiel. Die müssen mehr tragen als die schwachen Schultern. Die reichen Menschen in einer Gesellschaft müssen von ihrem Reichtum abgeben, damit die Belastungen des ärmeren Teils der Bevölkerung etwas abgefedert werden können.

Ich höre schon wieder Kritik, dass ich jetzt doch schon wieder „politisch“ würde in meiner Predigt.

Aber das ist für mich ein Gesetz der Solidarität, das ist für mich ein **„Gesetz Christi“**, wie Paulus es nennt. Das ist für mich „gesetzt“, seit Jesus in der Welt aufgetreten ist: dass die Starken, Reichen und Gesunden die Schwachen, Armen und Kranken mit-tragen. Das wäre in seinem Geist. Das wäre in seinem Sinne. Das wäre ein Stück mehr „Himmelreich“ schon jetzt auf Erden, von dem Jesus geträumt hat.

„Lasst uns Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen. Solange wir also noch Zeit haben, wollen wir allen Menschen Gutes tun, besonders aber denen, die mit uns durch den Glauben verbunden sind.“

So beendet Paulus seinen Gedankengang. Obwohl er selbst unter beschwerlichen Umständen weite Reisen unternommen hat, war

der Horizont seines Denkens doch beschränkt.

Zu seiner Zeit konnte er seine Aufforderung „Gutes zu tun“ und gemeinsam „Lasten zu tragen“ begrenzen auf die kleine Gemeinschaft der Schwestern und Brüder in der kleinen und überschaubaren Gemeinde vor Ort.

Ich glaube, wir müssen heute den Horizont unseres Handelns weiter ziehen: **„Global denken – lokal handeln!“** lautet ein altes Motto der Entwicklungshilfe.

Bedenken, wie sich das, was wir tun, auswirkt auf das gesamte Klima oder auf die Lebensbedingungen von Menschen in anderen Teilen dieser Welt. Und hier, an dem Ort und in unserem Alltag, in dem wir leben, entsprechend handeln, essen, einkaufen, unsere Gesellschaft mitgestalten, solidarisch leben, unsere Grenzen öffnen für Geflüchtete, denen, die ein schweres Schicksal zu tragen haben, das Leben erträglicher machen.

Das alles schafft nicht für alle und jeden und für alle Zeit den „Himmel auf Erden“.

Aber es hilft denen, für die das Leben zur Zeit „die Hölle“ ist.

Und wo immer es uns gelingt, tatsächlich so zu leben und unser Miteinander so zu organisieren, da würden wir „das Gesetz Christi erfüllen“.

Amen.

*Pastor Torsten Both,
St. Marien*

Es gilt das gesprochene Wort!